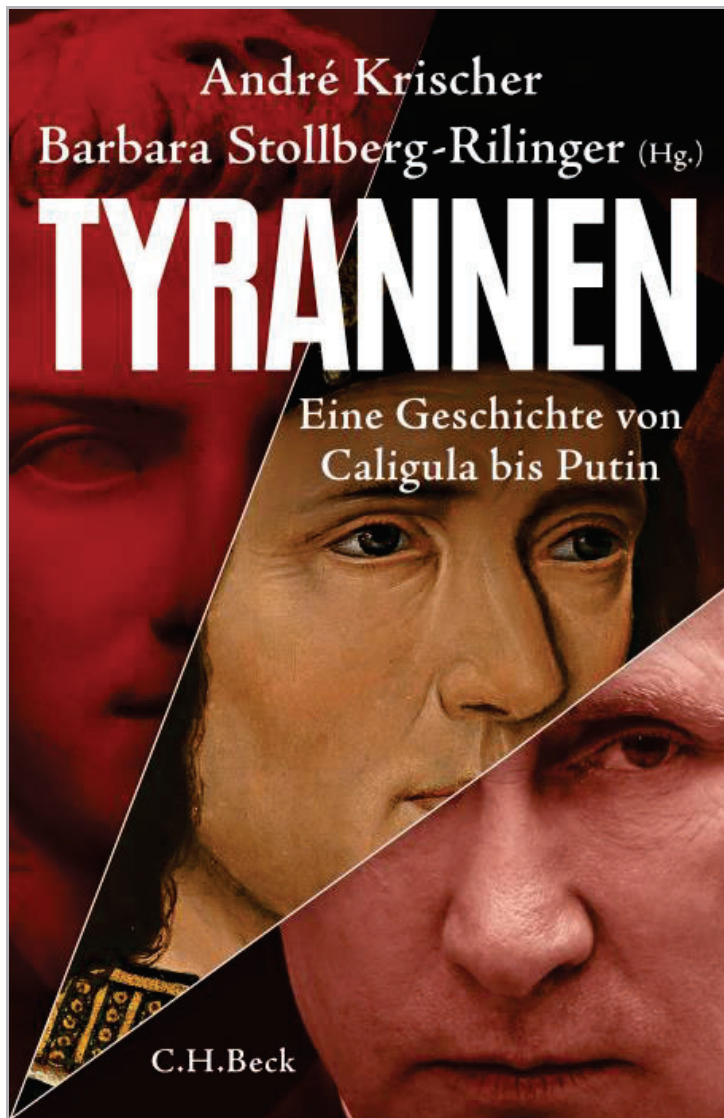


Unverkäufliche Leseprobe



**André Krischer, Barbara Stollberg-Rilinger
(Hg.)
Tyrannen**

Eine Geschichte von Caligula bis Putin

2022. 352 S., mit 32 Abbildungen

ISBN 978-3-406-79080-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/33750796>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

André Krischer
Barbara Stollberg-Rilinger
(Hrsg.)

TYRANNEN

Eine Geschichte von
Caligula bis Putin

C.H.Beck

Mit 32 Abbildungen

*Das vorliegende Buch wurde mit freundlicher Unterstützung des
Exzellenzclusters 2060 «Religion und Politik», Münster, gedruckt.*

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: (v. l. n. r.) *Caligula*, Marmorbüste,

Carlsberg Glyptotek Museum, Kopenhagen. © akg-images/Album/Prisma;
Richard III., Ölgemälde, 16. Jahrhundert; © bpk/National Portrait Gallery, London;

Wladimir Putin (Juni 2017), © REUTERS/Sergei Karpukhin/File Photo

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79080 5



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

- 9 | **Einleitung**
Barbara Stollberg-Rilinger und André Krischer
- 23 | **1. Gaius Caesar Germanicus alias Caligula –
wie aus einem Kaiser ein wahnsinniger Tyrann wurde**
Aloys Winterling
- 47 | **2. Nero – kaiserlicher Künstler oder Despot?**
Mischa Meier
- 63 | **3. Kaiser Heinrich IV. – für seine Gegner ein Tyrann**
Gerd Althoff
- 77 | **4. Richard III., König von England – ein Tyrann,
wie er im Buche steht?**
André Krischer
- 91 | **5. Katharina von Medici, Königin von Frankreich – von der
Unmöglichkeit guter Herrschaft in der Zeit der Religionskriege**
Mona Garloff
- 106 | **6. Ibrahim «der Wahnsinnige» – die osmanische Dynastie
am Abgrund**
Christine Vogel

- 121 | **7. Ivan IV. «der Schreckliche» und Peter I. «der Große» –
zwischen Schreckensherrschaft und aufgeklärter Despotie**
Jan Hennings
- 137 | **8. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen –
ein selbsternannter Tyrann**
Barbara Stollberg-Rilinger
- 151 | **9. Warum Napoleon Bonaparte kein Despot war**
Daniel Schönplug
- 165 | **10. Leopold II., König von Belgien – konstitutioneller Monarch
und kolonialer Despot**
Julia Seibert
- 180 | **11. Francisco Franco und der *franquismo* – Grundlagen,
Inszenierungen und Wahrnehmungen**
Caroline Rothauge
- 195 | **12. Mao Zedong und Jiang Qing – Macht, Moral und
Geschlechterrollen in der chinesischen Politik**
Daniel Leese
- 210 | **13. Augusto Pinochet – der Despot als Modell**
Stephan Ruderer
- 224 | **14. Idi Amin – Kolonialsoldat und Gewaltherrscher**
Andreas Eckert
- 239 | **15. Robert Mugabe – ein Freiheitskämpfer als Tyrann?**
Christoph Marx
- 253 | **16. Bashar al-Assad – der Zerstörer des modernen Syrien**
Guido Steinberg

- 268 | **17. Nordkoreas Führer – von Kim Il Sung bis Kim Jong Un**
Eric J. Ballbach
- 283 | **18. Recep Tayyip Erdoğan – neo-osmanische Herrlichkeit**
Kader Konuk
- 294 | **19. Donald Trump – der Milliardär als authentischer
Möchtegerndespot**
Michael Hochgeschwender
- 310 | **20. Wladimir Putin – Unvollendetes Porträt eines
Großverbrechers des 21. Jahrhunderts**
Karl Schlögel

Anhang

- 329 | **Literatur**
- 347 | **Die Autorinnen und Autoren**
- 351 | **Bildnachweis**

Einleitung

Von *Barbara Stollberg-Rilinger*
und *André Krischer*

Zur Verarbeitung des Schocks, in die der russische Präsident die westliche Welt mit seinem kriegerischen Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 versetzt hat, gehört es auch, Wladimir Putin als einen «Tyranen» zu bezeichnen. Angesichts seiner Skrupellosigkeit, die Ukraine mit Tod und Verwüstung zu überziehen, erscheint der Begriff vielen Beobachtern genau passend. Wer das Gemeinwohl zerstöre, Kritiker vernichte, Hass, Zwietracht und Misstrauen säe, sei ein Tyrann im Sinne von Aristoteles, hieß es etwa in der Zeitschrift *The Spectator* (Jones 2022). Zumal in Deutschland verdrängt der Tyrannen-Begriff den «Putin-Kitsch» (Karl Schlögel), mit dem der Präsident der Russischen Föderation als «strategischer Partner» oder als «lupenreiner Demokrat» titulierte wurde.

Die Figur des Tyrannen hat aber schon länger Konjunktur. «Ohne Rückhalt aus dem politischen Establishment war er an die Spitze gekommen. [...] Niemand wusste, was er als Nächstes sagen würde. In welche Richtung seine Ausfälle gehen könnten. Aber genau das brachte ihm Sympathien beim Volk ein. Machte ihn stark. Zu seinem Programm erklärte er, die alten Strukturen aufzubrechen und vom machtkorrupten Establishment zu säubern.» So hieß es im Februar 2016 im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* kurz nach der Wahl des amerikanischen Präsidenten (Strauß 2016). Der Artikel handelte von dem römischen Kaiser Caligula, aber es war kaum misszuverstehen, wer da eigentlich gemeint war. Bundeskanzlerin Angela Merkel soll 2019 zu dem Buch *Der Tyrann* des Literaturwissenschaftlers Stephen Greenblatt gegriffen haben, um sich mit dem Regierungsstil ihres amerikanischen Amtskollegen auseinanderzusetzen. In Greenblatts Buch geht es darum, anhand

von Shakespeares Schurken Richard III. besser zu verstehen, «wie es kommt, dass eine große Nation in die Hände eines Tyrannen fällt» (Greenblatt 2018). Auch der Historiker Timothy Snyder, der mit Büchern über die Verbrechen Hitlers und Stalins bekannt geworden ist, hat die Wahl Trumps 2016 zum Anlass genommen, «Über Tyrannei» zu schreiben und zum Widerstand dagegen aufzurufen (Snyder 2017).

Das sind drei Beispiele von vielen. Es liegt auf der Hand, warum historische Tyrannen gegenwärtig in der Öffentlichkeit so präsent sind. Wenn nicht nur Putin alle Masken fallen lässt, sondern auch der Präsident des Landes, das sich als Geburtsort, Vorbild und Führungsmacht der modernen westlichen Demokratien versteht, mit klassischen Horgestalten der Geschichte wie Caligula oder Richard III. auf eine Stufe gestellt wird, dann zeugt das von tiefer Verunsicherung. Denn wir neigen ja dazu, Tyrannei – und ihren Zwilling, die Despotie – als das ganz andere, das Fremde, «Unzivilisierte» und «Barbarische» von uns fernzuhalten und in vergangenen Epochen oder fremden Weltgegenden zu lokalisieren. Nun ist mit einem Mal das Barbarische mitten im Kernland der modernen Demokratie angekommen und bedroht das schmeichelhafte Bild, das wir von uns selbst und vom historischen Fortschritt hatten. Der bis Januar 2021 amtierende amerikanische Präsident reiht sich ein in die stetig wachsende Zahl der Autokraten, die der Illusion vom unaufhaltsamen Siegeszug der Demokratie und Rechtsstaatlichkeit auf der Welt ein Ende machen: Lukaschenko oder Duterte, Maduro oder Bolsonaro, Orbán oder Erdoğan.

Doch die Frage ist: Was haben diese beunruhigenden Machthaber von heute tatsächlich mit klassischen historischen Bösewichtern wie Caligula, Nero, Richard III. oder Ivan dem Schrecklichen gemeinsam? Haben sie überhaupt etwas gemeinsam – außer dem Umstand, dass sie alle als Tyrannen oder Despoten bezeichnet werden? Die Antwort ist nicht einfach. Denn «Tyrannei» und «Despotie» sind ja keine neutralen empirischen Begriffe, es sind Werturteile, politische Argumente. Als Tyrannen und Despoten bezeichnet man Machthaber, von denen man sich abgrenzen, gegen die man Widerstand organisieren, derer man sich entledigen oder gegen die man Krieg führen will. In diesem Buch kann es daher nicht einfach um die Frage gehen, ob eine Person – Mann oder Frau – *wirklich* ein Despot oder Tyrann *war*, sondern vielmehr darum, warum

und von wem sie so wahrgenommen und bezeichnet wurde. Die Frage ist also eine doppelte. Zum einen: Was qualifizierte Machthaber über die Jahrhunderte hinweg zu Tyrannen oder Despoten? Gegen welche Regeln und Normen legitimer Herrschaft verstießen sie? Und zum anderen: In wessen Augen machte sie das zu Tyrannen – und in wessen Augen womöglich zum Helden? Mit anderen Worten: Wer wann, warum und von wem als Tyrann bezeichnet wird, ist immer auch eine Frage der Zeitumstände und sagt etwas über diese Umstände selbst aus. Eine Geschichte der Tyrannen ist zugleich eine Geschichte der sich wandelnden Vorstellungen von unrechter Herrschaft, und es ist eine Geschichte der Konflikte um die politische Deutungshoheit über diese Frage. Das heißt allerdings nicht, dass es keinen über die Zeit hinweg stabilen Minimalkonsens darüber gäbe, was Tyrannei war und ist.

Eine kleine Begriffsgeschichte

Historische Traditionen beeinflussen die Art und Weise, wie wir unsere Gegenwart wahrnehmen. Aber das gilt auch umgekehrt: Unsere in der Gegenwart gemachten Erfahrungen wirken auf unsere Sicht der Vergangenheit zurück. Wenn wir Donald Trump als «neuen Caligula» bezeichnen, dann beeinflusst das Bild dieses römischen Kaisers unser Bild des Präsidenten – und umgekehrt. Solche Spiegelungen und Wechselwirkungen sind es, die wir in diesem Band sichtbar machen wollen.

Die Begriffe «Tyrann» und «Despot» sind wie Zeitkapseln: Sie transportieren sehr alte historische Erfahrungen und Werturteile in die heutige Zeit und verbinden unsere politische Gegenwart mit der von vor über 2000 Jahren. Die Jahrtausende sind selbstverständlich nicht spurlos an den Begriffen vorübergegangen. Mit dem historischen Wandel verändern sich auch die normativen Maßstäbe, und mit den Maßstäben die Bedeutungen der Begriffe – meistens schleichend, manchmal abrupt. Aber in den Begriffen bleiben zugleich historische Spuren ihrer früheren Verwendungsweisen enthalten.

«Tyrannos» (τύραννος) und «despotes» (δеспότες) sind Begriffe der griechischen Antike (Mandt 1990). Folgt man Aristoteles, einer der größten und wirkmächtigsten Autoritäten der europäischen Geistesgeschichte, so ist der Tyrann ein Machthaber, der nach Willkür statt nach

den Gesetzen herrscht. Es gibt ihn sowohl in der Monarchie als auch in der Demokratie. Hier ist es der Monarch, der seine Willkür über das Gesetz stellt, dort der Demagoge, der die Menge manipuliert und mithilfe von Volksbeschlüssen die gesetzmäßige Ordnung unterhöhlt (Aristoteles Pol. IV, 4). In beiden Fällen ist die Tyrannis eine pervertierte, wider-natürliche Form der Herrschaft (Pol. III, 14–18). Zwar gab es in der griechischen Frühzeit auch eine Sonderform der Tyrannis, die Aisymnetie – eine Art absoluter Schiedsrichterstellung, wie sie im 6. Jahrhundert v. Chr. Solon in Athen innehatte –, die ähnlich wie die Diktatur bei den Römern eine auf Zeit verliehene unumschränkte Herrschaft zur Überwindung einer Krise darstellte. Doch sie gehörte schon zu Aristoteles' Zeiten der Vergangenheit an und wurde für die Geschichte des Begriffs kaum relevant.

Im Gegensatz zum Begriff der Tyrannis, der der Sphäre des Politischen angehört und dessen Pervertierung bezeichnet, bezieht sich der Begriff des *despotes* auf die Sphäre des Hauses (*oikos*). Der Despot ist der Herr über die Sklaven. Die Unterscheidung beider Sphären – des Haushalts und des politischen Gemeinwesens (*koiné politiké*) – ist für Aristoteles zentral: Das Haus ist die Sphäre der wirtschaftlichen Notwendigkeit, das Gemeinwesen die Sphäre der Freiheit (Pol. I, 1–7). Wer nun als König über die Bürger herrscht wie ein Hausherr über seine Sklaven, ist ein Tyrann. Nach Aristoteles lassen sich nur Barbaren – also Nicht-Griechen – eine solche Tyrannei freiwillig gefallen, mehr noch: Sie bedürfen ihrer sogar, weil sie wie Sklaven von Natur aus zur Freiheit nicht fähig sind. Despotische Herrschaft jenseits des Hauses ist daher etwas Barbarisches, und umgekehrt sind barbarische Völker dadurch gekennzeichnet, dass sie despotisch beherrscht werden und auch beherrscht werden müssen. Diese Identifikation der Freiheit mit dem eigenen Volk und der Despotie mit den barbarischen Anderen prägte die Begriffsgeschichte nachhaltig (Koebner 1951; Mandt 1990; Osterhammel 1998; Sonderegger 2008; Panou / Schadee 2018).

Aristoteles' *Politik* wurde im frühen Mittelalter zunächst im arabischen Raum überliefert und weiterentwickelt, bis sie im christlichen Europa zu Beginn des 13. Jahrhunderts wiederentdeckt und ins Lateinische übersetzt wurde. An den mittelalterlichen Universitäten war Aristoteles *die* Autorität, *der* Philosoph schlechthin. Die Scholastiker interpre-

tierten seine politische Philosophie im Licht der christlichen Herrscherethik, wie sie die spätantiken Kirchenväter entwickelt hatten. In der Frage, was einen Tyrannen kennzeichnet, weist die alteuropäische Tradition von Aristoteles über Augustinus bis weit in die Neuzeit hinein eine erstaunliche Kontinuität auf. Der Tyrann ist in allem das Gegenbild des gerechten und weisen Monarchen, wie er in der Gattung der ‹Fürstenspiegel› den Herrschern vor Augen gehalten wurde. Der gute Herrscher folgt nicht seinen Affekten und seiner Willkür, sondern dem Recht und hört auf seine Ratgeber. Er übt die Herrschaft nicht zu seinem eigenen Vorteil, sondern zum Vorteil des Landes aus und respektiert Leben und Gut seiner Untertanen. Er ist fromm, friedliebend, gerecht, milde und barmherzig. Der Tyrann hingegen ist habgierig, wollüstig und grausam. Seine Herrschaft gründet sich auf Furcht und Gewalt statt auf Vertrauen, guten Rat und Konsens. Er behandelt Land und Leute wie sein Eigentum und verschont selbst die Großen nicht. Er folgt seinen wechselnden Affekten und ist unberechenbar auch für seine engste Umgebung, ja selbst seine eigene Familie. Seine Leidenschaften machen ihn zum Spielball seiner Mätressen. Niemand kann ihm trauen, weshalb er keine guten Ratgeber, sondern nur Schmeichler um sich hat. Seine Feinde sind zahlreich, sein Leben ist jederzeit in Gefahr. Deshalb kennzeichnet es den Tyrannen auch, dass er seinerseits von Misstrauen und Verschwörungsangst umgetrieben wird.

Dieses Bild des ungerechten Herrschers war keineswegs auf das christliche Europa beschränkt; es handelt sich vielmehr um ein weit verbreitetes Muster vormoderner Herrscherethik. Ganz ähnliche Lasterkataloge gab es etwa im islamischen Raum oder im alten China, wie die Beiträge von Christine Vogel und Daniel Leese in diesem Band zeigen. Die Maßstäbe guter und schlechter Herrschaft waren über Epochen und Weltregionen hinweg erstaunlich stabil. Sie hatten gemeinsam, dass sie sich vor allem auf den Charakter des individuellen Herrschers bezogen, denn der Normalfall der Herrschaft war die (meist erbliche) Monarchie. Die Fürstenspiegel stammten in der Regel aus dem Kreis der jeweiligen Herrschaftseliten, die sich durch den schlechten Herrscher in ihren angestammten Mitwirkungsansprüchen bedroht sahen. Das Problem war allerdings, dass die Urteile darüber, wer ein guter und wer ein schlechter Herrscher sei, weit auseinandergehen konnten. Ob es sich im Einzelfall

um willkürliche Grausamkeit oder gerechte Strafjustiz handelte, um Verschwendung oder Großzügigkeit, krankhaftes Misstrauen oder berechnete Vorsicht, Geiz oder Sparsamkeit, das war nicht selten eine Sache der Perspektive. Die moralische Frage, wer ein Tyrann sei, ist tatsächlich schwer zu trennen von der politischen Frage, wer die Macht hat, darüber zu urteilen und diesem Urteil Geltung zu verschaffen.

Dieses Problem hat Thomas Hobbes, der radikalste Kritiker der alt-europäischen aristotelisch-scholastischen Tradition, in aller Klarheit auf den Punkt gebracht. Für Hobbes ging es um die existenzielle Alternative Ordnung oder Chaos, nicht um die Frage nach besserer oder schlechterer politischer Ordnung. Für ihn beruht jede Souveränität auf bedingungsloser Unterwerfung, und jeder Souverän ist im Besitz unumschränkter Macht. Der Souverän definiert, was Recht und Unrecht ist, und kann daher per definitionem gar kein Unrecht tun. Despotie oder Tyrannis sind folglich keine entarteten Regierungsformen, sondern nur andere Namen für eine Monarchie, die einem nicht gefällt (Leviathan II, 18 ff.). Den Unterschied zwischen einem Monarchen und einem Tyrannen erklärte Hobbes damit zu einer Frage der Perspektive. Diese radikale Position erklärt sich aus dem Chaos der konfessionellen Bürgerkriege im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Wortführer der jeweiligen Rebellen – ob Protestanten oder Katholiken – lehrten, dass das Volk ein Recht zum gewaltsamen Widerstand habe, wenn ein Monarch sich in einen Tyrannen verwandelt, indem er sich die Herrschaft über die Seelen und Gewissen der Untertanen anmaßt. Denn, so lehrten sie, jede legitime Herrschaft beruht auf einem wechselseitigen Vertrag zwischen Monarch und Volk, und der Monarch, der gegen diesen Vertrag verstößt, wird zum Tyrannen. Diese Lehre spiegelte die tiefgreifende politische Destabilisierung in vielen Ländern Europas, die oft erst nach blutigsten Exzessen zu einem Ende kam, indem der Minderheit vertraglich konfessionelle Freiheiten zugestanden wurden.

Als der Sonnenkönig Ludwig XIV. in Frankreich nach einer längeren Phase der Toleranz wieder die Verfolgung der Protestanten auf die Agenda setzte, führte das zu einer neuen Konjunktur der Herrschaftskritik. Im Französischen wurde der Begriff *despotisme* im 18. Jahrhundert zu einem Schlagwort und zu einem Kristallisationskern aufklärerischer Debatten in ganz Europa. Die größte Wirkung entfaltete die Staatsfor-

menlehre des Barons de Montesquieu, Gerichtspräsident und Mitglied des gelehrten Beamtenadels, dessen Werk *De l'Esprit des lois* schon zu seiner Zeit ein Bestseller war und bis heute ein Klassiker der westlichen politischen Tradition geblieben ist. Montesquieu definiert Despotie als die pervertierte Staatsform schlechthin, die auf Furcht, *terreur*, gegründet ist – im Unterschied zur Monarchie, die sich auf das Prinzip der Ehre, und zur Republik, die sich auf das Prinzip der Tugend stützt (*Esprit des lois* III, 1, 8 f.). Der Despot herrscht willkürlich und schrankenlos, ohne sich um Gesetze, Erbfolgeregeln oder Eigentumsrechte zu kümmern. Seine Herrschaft ist allerdings instabil, weil sie nicht auf freiwillige Akzeptanz der Bürger zählen kann. Er hält sich nur durch ständige Gewaltdrohung an der Macht und muss sich dazu auf das Militär stützen, dem er zugleich selbst ausgeliefert ist. Allenfalls die Religion trägt zur Aufrechterhaltung der Despotie bei, indem auch sie das Volk in Furcht und Schrecken hält (*Esprit des lois* V, 13 ff.). Montesquieus Art, die Staatsformen zu unterscheiden, war erstens originell, weil sie nicht mehr bei den Eigenschaften der Herrscher, sondern bei den Motiven der Herrschaftsunterworfenen ansetzte. Sie war zweitens auch originell, weil sie die Staatsformen systematisch zu allen erdenklichen Umweltbedingungen in Beziehung setzte. Montesquieu fragte sich, wieso die Despotie, die eigentlich der menschlichen Natur zuwiderlaufe, trotzdem so weit verbreitet sei, und kam zu dem Schluss, dass das an bestimmten klimatischen Gegebenheiten liege. Die Despotie war für Montesquieu ein Phänomen der heißen Klimazonen (*Esprit des lois* XVI, 9–12, XVII, 1–8). Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass er dabei ein Zerrbild der «orientalischen», vor allem islamisch geprägten Herrschaften Asiens und Afrikas vor Augen hatte, deren wesentliches Merkmal er in der Vielweiberei erblickte. Diese Lehre war von größter Anziehungskraft für die Europäer, die sich damit ihrer eigenen, gleichsam naturgegebenen zivilisatorischen Überlegenheit versicherten (Osterhammel 1998; Sonderegger 2008). Wie Aristoteles die Nicht-Griechen als von Natur zum Despotismus geneigte Barbaren bezeichnet hatte, so beschrieb nun Montesquieu die Bewohner wärmerer Klimazonen als von Natur aus zur Sklaverei veranlagte Völker. Sein Despotismusbegriff, der sich schnell durchsetzte und ungeheuer populär wurde, diente zur Selbsterhöhung der Europäer und lieferte eine willkommene Rechtfertigung der kolonialistischen «Zivilisierungs-

mission». Die französische *Encyclopédie*, eines der erfolgreichsten Druck-
erzeugnisse der Aufklärung überhaupt, nannte als exemplarische Des-
potien die Türkei, das Mogulreich, Japan und Persien, «ja im Grunde
ganz Asien», wo die meisten Menschen lebten wie Tiere und nur ihrem
Instinkt und ihrer Furcht vor Strafe folgten (*Encyclopédie* IV, 1754, 886–
889). Dieses exotisierte Bild eines Despoten und seiner Untertanen
rechtfertigte nicht nur die Unterwerfung anderer Völker, sondern prägte
auch die Kritik an den absolutistischen Höfen in Europa selbst, die nun
als Abziehbilder orientalischer Harems Herrschaft erschienen. Ein Volk,
das sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, sklavisch zu sein, muss sich
gegen den Despoten erheben, war der implizite Appell.

Der Despotismusbegriff der Aufklärung war allerdings ambivalent. Er
konnte durchaus auch ins Positive gewendet werden. Denn, so hieß es,
zur Überwindung der jahrhundertealten Missstände und Vorurteile,
Traditionen und Privilegien benötige man eben einen unumschränkten
Monarchen, einen *despote éclairé*, um die Widerstände der Privilegierten
zu brechen und der Herrschaft der Vernunft zum Durchbruch zu verhel-
fen. Während der Französischen Revolution beanspruchte Robespierre
für sich einen «Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei» (Mandt
1990, 678). Auf die gleiche Weise hat anderthalb Jahrhunderte später
auch Mao Zedong sich selbst als Despoten (*ba*) bezeichnet und den
«Großen Sprung nach vorn» mit der Gründung des chinesischen Kaiser-
reiches durch den traditionell als Gewaltherrscher verrufenen Kaiser
Qin Shihuang auf eine Stufe gestellt (Leese, s. S. 199 f.). Während die ei-
nen sich den alten Despotiebegriff selber aneigneten, um gewaltsamen
Umsturz von oben zu legitimieren, fanden andere, für die Moderne
seien die traditionellen Begriffe gar nicht mehr angemessen, zu funda-
mental und irreversibel sei der revolutionäre Umbruch.

In der Revolutionsepoche um 1800 veränderten sich die politischen
Begriffe grundlegend. Die Ideen des demokratischen Rechtsstaats, der
Volkssouveränität, der bürgerlichen Gleichheit und der Menschenrechte
breiteten sich aus und veränderten die Maßstäbe, an denen legitime
Herrschaft gemessen wurde. Das Modell der parlamentarischen Demo-
kratie löste nach und nach die Monarchie als politischen Normalfall ab –
auch wenn die neuen Regimes oft nur dem Namen nach demokratisch
und rechtsstaatlich waren. Alexis de Tocqueville, der Kritiker der Fran-

zösischen Revolution, fand 1835, dass «die alten Wörter Despotismus und Tyrannei nicht mehr passen», weil die Unterdrückung, der die Völker unter demokratischer Herrschaft ausgesetzt seien, sich grundlegend von allem Früheren unterscheide. Willkürherrschaft unter dem bloßen Schein der Demokratie und «Tyrannei der Mehrheit» eröffneten ganz andere Möglichkeiten der Unterdrückung, als sie die unumschränkten Monarchen des Alten Europa je besessen hätten (vgl. Schönflug, S. 154 f.). Tatsächlich spielen die Begriffe Despotie und Tyrannis in der Staatsformenlehre des 20. und 21. Jahrhunderts kaum noch eine Rolle. Sie sind abgelöst worden von Begriffen wie Diktatur oder Autokratie, Totalitarismus oder Faschismus, Autoritarismus oder Populismus, die sich nicht auf die individuellen Laster einzelner Machthaber beziehen, sondern auf politische Strukturen. Deshalb sind auch in diesem Band manche Autorinnen und Autoren zurückhaltend, ihre Figuren «Despoten» oder «Tyrannen» zu nennen, sondern sprechen lieber von «Autokraten» oder «Faschisten», oder sie verzichten ganz auf solche Etikettierungen (vgl. s. v. Marx, Rothauge, Schlögel). Dass die totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts Katastrophen von ganz anderen Ausmaßen herbeigeführt und Verbrechen von ganz anderer Qualität begangen haben, als sämtliche vormodernen Tyrannen sich vorstellen konnten, ist kaum zu bestreiten. Die Lasterkataloge der alten Fürstenspiegel wirken angesichts solcher Phänomene anachronistisch und sind analytisch nicht sehr hilfreich. Wenn die alten Begriffe heute in der öffentlichen Debatte trotzdem wieder Konjunktur haben, so ist das vielleicht ein Zeichen der allgemeinen Hilflosigkeit, die sich breitgemacht hat, seit die demokratische Fortschrittsgeschichte der Moderne an ihr Ende gekommen ist.

Kipffiguren

Klassische Tyrannen und Despoten tragen meist ein Doppelgesicht. Wer für die einen ein Tyrann, ist für die anderen oft ein Held – ein Reichsgründer, Eroberer oder Freiheitskämpfer. Solche historischen Gestalten polarisierten meist schon ihre Mitwelt und nicht selten die Nachwelt bis heute. Die Personen, die in diesem Band versammelt sind, liefern dafür zahlreiche Beispiele. Einige galten für die zeitgenössischen Eliten als Tyrannen und wurden später von den Historikern zu Nationalhelden,

Staatsbaumeistern oder Volkserziehern geadelt, so etwa Kaiser Heinrich IV. oder Friedrich Wilhelm I. von Preußen. In anderen Fällen war es erst die nachfolgende Generation, die das Bild eines Tyrannen prägte, wie im Falle von Gaius Caesar Germanicus, der erst später zu Caligula, dem Inbegriff des wahnsinnigen Herrschers stilisiert wurde, als der er bis heute gilt. Umstritten waren die hier versammelten Gestalten fast alle. Das liegt meist daran, dass ihre Herrschaft in Zeiten tiefer Krisen und Konflikte fiel, die sie selbst verschärften, so dass das Urteil über sie ebenso gespalten war wie die Gesellschaft als Ganze – so war es bei Richard III. in den englischen Rosenkriegen oder Katharina von Medici im französischen Bürgerkrieg, und so ist es bei Donald Trump im «*culture war*» der USA von heute. Ähnliches gilt auch für postkoloniale Machthaber wie Robert Mugabe oder Idi Amin, die zumindest eine Zeitlang als Freiheitskämpfer gegen die Kolonialherrschaft durchgingen, bis unübersehbar wurde, dass sie ihr eigenes Land in den Ruin trieben. Es gilt aber auch für einen kolonialistischen Gewaltherrscher wie Leopold II. von Belgien, der den Kongo wie eine private Sklavenplantage ausbeutete, während er zu Hause als konstitutioneller Monarch und Sozialreformer gefeiert wurde. Derzeit erlebt der Tyrannenbegriff auch deshalb eine beispiellose Konjunktur, weil er «von unten» gegen Politikerinnen und Politiker mobilisiert wird, die demokratisch beschlossene, aber unpopuläre Maßnahmen durchsetzen.

Machthaber in Umbruchszeiten sind zwangsläufig dann ambivalente Figuren, wenn sie selbst zu den historischen Veränderungen maßgeblich beigetragen haben, die einen tiefgreifenden Wandel der gesellschaftlichen Normen und Werte zur Folge hatten. Sie sind wie Kippfiguren: Misst man sie an den alten Maßstäben, gegen die sie verstoßen haben, dann erscheinen sie als Tyrannen. Misst man sie dagegen an den neuen Maßstäben, die sie selbst durchgesetzt und zur neuen Norm erhoben haben, dann erscheinen sie als visionäre Wegbereiter der neuen Zeit, und man verzeiht ihnen die dabei begangenen Grausamkeiten. Zar Peter «der Große», Napoleon Bonaparte oder Mao Zedong sind solche Fälle. Wer in die Kategorien Gesetzgeber, Reichsgründer oder Revolutionsführer fällt und die spätere Entwicklung auf seiner Seite hat, dem wird nachträglich gern verziehen und «historische Größe» bescheinigt. Wenige Historiker widersetzen sich diesem Sog der Nachrationalisierung und der norma-

tiven Kraft des Faktischen – so wie Jacob Burckhardt, der das Phänomen in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* auf den Punkt gebracht hat: «Wer also einer Gesamtheit Größe, Macht, Glanz verschafft, dem wird das Verbrechen nachgesehen.» Es gilt nur, «das gewaltsam Gewonnene so lange zu behaupten, bis alle Welt daran als an ein Recht gewohnt ist. Auf den Erfolg kommt hier Alles an» (Burckhardt 1956, 176). Dass Bashar al-Assad und Kim Jong Un zukünftig einmal in diese Kategorie fallen werden, ist unwahrscheinlich. Im Falle von Donald Trump erscheint es derzeit zumindest zweifelhaft – so steht jedenfalls zu hoffen. Wenn Wladimir Putin als «großer Mann» in die Geschichte einginge, so bedeutete das den Bankrott aller universellen Werte seit der Aufklärung.

Zur Auswahl der Beiträge

Bei der Auswahl der Personen für diesen Band hatten wir die Qual der Wahl. Es gibt Fernsehserien, frivole Quartettspiele und Rankings, die die «Top-Tyrannen der Weltgeschichte» aufzählen. Damit wollen wir nicht konkurrieren. Tyrannei lässt sich nicht quantifizieren, Despotismus nicht messen. Über jede Wahl und jede Auslassung lässt sich streiten. Auch ist bei weitem nicht jeder grausame Gewaltherrscher in die Weltgeschichte eingegangen und im kollektiven Gedächtnis heute noch präsent. Man hätte auch Herodes I. statt Nero, Dschingis Khan statt Sultan Ibrahim, Wilhelm II. statt Friedrich Wilhelm I., Pol Pot statt Mao Zedong, Mussolini statt Franco, Videla statt Pinochet, Mobutu statt Mugabe auswählen können. Und mancher wird die aktuellen Despoten vermissen: von Maduro in Venezuela über Bolsonaro in Brasilien und Duterte auf den Philippinen bis zu Xi Jinping in China oder Lukaschenko in Belarus. Auf sie mussten wir aus Platzgründen leider verzichten. Hitler und Stalin dagegen haben wir bewusst ausgelassen. Diese Entscheidung haben wir uns nicht leicht gemacht. Beide galten und gelten als Tyrannen par excellence. Dennoch wollten wir sie mit den anderen hier behandelten Tyrannen-Figuren nicht in einem Atemzug nennen; ihre Verbrechen erschienen uns mit denen der anderen inkommensurabel.

Und was ist mit den Frauen? Gab es in der Weltgeschichte nicht auch Tyranninnen und Despoten-Paare? Wenn in diesem Buch nur zwei Frauen vorkommen – Katharina von Medici und Jiang Qing, die Gattin

Maos, nicht aber Maria die Katholische oder Margaret Thatcher, Elena Ceaușescu oder Imelda Marcos –, dann hat das seinen Grund. Es gab in der Geschichte einfach sehr viel weniger selbstständige Herrscherinnen als Herrscher, so dass die Frauen weniger Gelegenheit zum Despotismus hatten. Das heißt aber nicht, dass das Thema nicht eine geschlechtergeschichtliche Dimension hätte, ganz im Gegenteil. Zum einen wurde in der alteuropäischen Tradition das «Weiberregiment» per se als monströses «Staatsgebrehen» und daher als tyrannisch betrachtet. Frauen in Machtpositionen sind bis heute wesentlich mehr obszönen Schmähungen ausgesetzt als Männer. Zum anderen wurde politische Normverletzung traditionell mit sexueller Normverletzung in Verbindung gebracht – sowohl bei Herrscherinnen wie bei Herrschern. Es kennzeichnet das Stereotyp des männlichen Despoten, dass er sich sexueller Ausschweifung hingibt und den Einflüsterungen seiner Favoritinnen ausgeliefert ist. Die Beiträge von Mona Garloff, Christine Vogel und Daniel Leese liefern dafür reichlich Anschauungsmaterial.

Karikaturisten versammeln all diese historischen Figuren gern an einem gemeinsamen Ort im Jenseits – der Hölle (vgl. Abb. 23 im Beitrag Ruderer). Hier geschieht etwas Ähnliches zwischen zwei Buchdeckeln. Doch liest man die einzelnen Fallstudien nacheinander, dann sollte zweierlei deutlich werden. Zum einen, dass die Strukturen und Normen sich verändert haben und mit ihnen auch die Maßstäbe, anhand derer man legitime von illegitimer Herrschaft unterscheidet. Zum anderen zeigen die Beiträge aber auch, dass das Tyrannen-Etikett nicht eine Sache beliebiger Zuschreibung ist. Es lässt sich durchaus über die Epochen hinweg ein gewisser Kern dessen identifizieren, was als Tyrannei gilt. Und es zeigt sich schließlich auch, dass manche historischen Topoi über die Jahrhunderte fortwirken und dazu dienen, die Gegenwart mit Sinn zu versehen. Allerdings nicht nur in kritischer, sondern auch in affirmativer Absicht: Putin bezieht sich rhetorisch auf Zar Peter I., Erdoğan imitiert einen osmanischen Sultan, Mao berief sich auf den ersten chinesischen Kaiser. Friedrich Wilhelm I. erschien seinen Zeitgenossen als kleiner Nero, und Donald Trump erscheint als neuer Caligula. Jeder Leser, jede Leserin kann sich fragen, was die verschiedenen Figuren in diesem Buch vielleicht doch gemeinsam haben – außer dem Umstand, dass man sie als Tyrannen oder Despoten bezeichnet hat. Auch

wenn in diesem Buch sehr verschiedene Geschichten von sehr unterschiedlichen Tyrannen versammelt sind, so lässt sich doch eine verflochtene Geschichte der Tyrannei erzählen, die die Jahrhunderte miteinander verbindet. Was wir im Frühjahr 2022 in der Ukraine erlebt haben, zeigt auf bedrückende Weise, dass diese Geschichte nicht zu Ende ist.

I
**Gaius Caesar Germanicus
alias Caligula – wie aus einem Kaiser
ein wahnsinniger Tyrann wurde**

Von Aloys Winterling

Ein idealer Tyrann?

Ein Zerstörer der traditionsreichen republikanischen Ordnung Roms, der sein Pferd zum Konsul machen wollte, ein grausamer Autokrat, der unliebsame Senatoren skrupellos ermorden ließ, ein ungeheurer Verschwender, der durch megalomane Bauprojekte hervortrat, eine unberechenbare, sprunghafte Figur, die die Aristokratie Roms willkürlich demütigte und entehrte, ein Lustmolch, der anderen Männern die Frauen wegnahm und sogar inzestuöse Beziehungen zu seinen drei Schwestern unterhielt, ein despotischer Herrscher, der die Proskynese, die fußfällige Verehrung, einforderte und sich schließlich selbst für einen Gott hielt, ein Wahnsinniger und Geisteskranker, der in exzentrischen Kostümen auftrat, der das Zentrum des Reiches von Rom nach Alexandria verlegen wollte und der zu Recht nach nur drei Jahren und zehn Monaten seiner Herrschaft (März 37 bis Januar 41 n. Chr.) ermordet wurde – so wird der römische Kaiser Gaius Caesar Germanicus, bekannt unter dem Namen Caligula, in den einschlägigen antiken Quellen geschildert, und so hat sich das Bild von ihm im nachantiken Europa bis in die heutige Zeit stetig verfestigt. Auch wenn er in den antiken Berichten nur selten als Tyrann bezeichnet wird, verfügte er demnach doch in geradezu idealer Weise über nahezu sämtliche negativen Eigenschaften, die Tyrannen, d. h. ursprünglich unrechtmäßigen städtischen Alleinherrschern, in der klassischen griechisch-römischen Antike üblicherweise zugeschrieben wurden (vgl. Luraghi 2018), wobei sein Wahnsinn noch in besonderer Weise herausragte.

Der Sachverhalt scheint allerdings nur auf den ersten Blick eindeutig. Die moderne quellenkritische Forschung hat längst festgestellt, dass viele der antiken Nachrichten über den Kaiser Caligula «Fakes» sind, also nicht kulturell bedingte zeitgenössische Deutungen, die auch anders möglich wären, sondern postume, bewusst platzierte Unwahrheiten (Willrich 1903; Barrett 1989; Winterling 2019). Durch den Vergleich von früheren mit späteren Berichten, durch Überprüfung der jeweiligen Texte auf interne Stimmigkeit sowie anhand von zufällig berichteten Informationen aus anderen Kontexten lässt sich nachweisen: Die Berichte über Caligula, allen voran die Biographie des Sueton, verfasst etwa achtzig Jahre nach dem Tod des Kaisers, sind hochgradig tendenziös. Im Bestreben, ihn als wahnsinnigen Tyrannen darzustellen, wurden nachweisbare Falschaussagen gemacht (z. B. über den Inzest); es wurden wichtige Informationen verschwiegen, die dem Bild widersprechen und den Sinn seiner Taten deutlich machen könnten (z. B. die Verschwörungen gegen den Kaiser); stattdessen wurden seine Handlungen aus dem Kontext gerissen, so dass es schwer ist, ihren ursprünglichen Sinn zu erkennen (z. B. die Berichte über seine eingebildete Göttlichkeit); schließlich gaben die Autoren Wertungen ab, die dem von ihnen selbst Berichteten widersprechen (z. B. über seine Geisteskrankheit). Dieser Befund ist zwar extrem, insgesamt aber nicht überraschend. Schon Tacitus, ein anderer Historiograph des frühen 2. Jahrhunderts (dessen Bücher über Caligula nicht erhalten sind), berichtet über die Schwierigkeiten, sich den Nachfolgern des Augustus zu nähern: «Des Tiberius und Gaius wie des Claudius und Nero Taten sind zu ihren Lebzeiten aus Furcht verfälscht, nach ihrem Tod mit frischem Hass niedergeschrieben worden» (Tacitus, *Annales* 1, 1, 2).

Vor allem zwei Fragen stellen sich, denen im Folgenden nachgegangen werden soll. Erstens: Wann und in welchem Zusammenhang entstand das denunziatorische Konstrukt eines wahnsinnigen Tyrannen Caligula, und wie erklärt sich die Übernahme und die dauerhafte Plausibilität dieses Konstrukts in der spätantiken und nachantiken Geschichte bis in die Gegenwart? Zweitens: Was ist im antiken Rom in der kurzen Herrschaftszeit dieses Kaisers tatsächlich vorgefallen? Welche seiner Taten führten dazu, dass er postum als Tyrann denunziert wurde?

Der damit gegebenen Unterscheidung zweier Untersuchungsebenen

entsprechen die zwei Namen des Kaisers: Mit seinem kindlichen Kosenamen Caligula («Soldatenstiefelchen») ließ sich der Kaiser nicht anreden, und auch in den Texten der frühen und hohen Kaiserzeit – von Seneca bis Cassius Dio – wird er durchgängig als Gaius Caesar oder als Gaius bezeichnet. Erst ab den sogenannten Breviarien, römischen «Kurzgeschichten» des 4. nachchristlichen Jahrhunderts, setzt sich seine Bezeichnung Caligula durch, die in der nachantiken Rezeption bis heute dominiert.

Ursprung und Erfolg des «Tyrannen Caligula»

Die Etablierung des Kaisertums im Rom des 1. Jahrhunderts n. Chr. war geprägt von blutigen Auseinandersetzungen zwischen der alten republikanischen Aristokratie und den neuen Cäsaren. Sieben der zehn Kaiser aus der Zeit vom Tod des Augustus bis zur Ermordung Domitians (14–96) starben definitiv, ein weiterer vermutlich eines gewaltsamen Todes, an dem direkt oder indirekt – durch Anschläge, Verschwörungen, Palastintrigen oder Usurpationen – Mitglieder der senatorischen Aristokratie beteiligt waren. Im Gegenzug verschwanden etwa im gleichen Zeitraum nahezu vollständig die Familien der *nobilitas*, des alten republikanischen Hochadels, der faktisch jahrhundertlang das Konsulat monopolisiert hatte, aus der Geschichte Roms – aufgrund tatsächlicher oder vermeintlicher Beteiligung an Verschwörungen gegen den Kaiser sowie durch Verarmung und damit zusammenhängende Kinderlosigkeit, die indirekt durch die kaiserliche Herrschaft bedingt waren (Hopkins / Burton 1983; Alföldy 2011).

Zu Beginn des 2. Jahrhunderts, als die römische Aristokratie bereits zum größten Teil aus «neuen» Personen und deren Nachkommen aus Italien oder den Provinzen bestand und als auch die Kaiser keinen republikanischen Adelshintergrund mehr vorweisen konnten, zeichnete sich ein Arrangement zwischen beiden Seiten ab. Führende Vertreter der senatorischen Gesellschaft, so der Konsular Plinius in seinem *Panegyricus* auf Trajan, propagierten ein Kaisertum, das sich zurücknahm und äußerlich als solches nicht zu erkennen gab – bei gleichzeitiger senatorischer Anerkennung der Machtverhältnisse und mit deutlichen Unterwerfungsgesten. Auch die kaiserliche Seite übte sich in Zurückhaltung.



Abb. 1 Gaius Caesar Caligula. Marmorbüste.

Charakteristisch ist der Schwur des Trajan, er werde nie einen Senator töten. Der kollektive Versuch, das politische Problem durch Eliminierung aus der manifesten Kommunikation und durch eine Art Gewaltverzicht beider Seiten zu lösen, war tatsächlich eine Zeitlang, unter den «guten» Kaisern Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Mark Aurel (96–180), weitgehend erfolgreich.

In dieser Zeit entstand die Geschichte des wahnsinnigen Caligula. C. Suetonius Tranquillus, dem Plinius in patronaler Freundschaft verbunden und zeitweise Sekretär des Kaisers Hadrian, verfasste im Rahmen seiner Biographien der Herrscher von Julius Caesar bis Domitian auch die des «Gaius Caligula». Die von den Zeitgenossen wahrgenommene Botschaft, die von dieser Lebensbeschreibung ausging, verdeut-

licht eine Episode aus der Zeit nach dem Zusammenbruch des Arrangements. Nach einem misslungenen senatorischen Anschlag auf den Kaiser Commodus (180–192), den Sohn Mark Aurels, brach erneut eine offene Feindschaft zwischen Kaiser und Senatsaristokratie aus. Unter Commodus, so berichtet die *Historia Augusta*, eine spätantike Sammlung von Biographien der Kaiser ab Hadrian, wurde ein Römer den wilden Tieren vorgeworfen, weil er die Caligula-Biographie Suetons gelesen hatte. Deren Aussage lautete demnach: Ein Kaiser, der im Konflikt mit der Aristokratie steht und eine offene Alleinherrschaft anstrebt, ist ein wahnsinniger Tyrann, der früher oder später ermordet wird.

Auch Commodus *wurde* ermordet, so dass Suetons Caligula-Biographie gewissermaßen den ersten Plausibilitätstest bestand. Das Bild des wahnsinnigen Tyrannen blieb in den folgenden Jahrhunderten im Kern unverändert, wie die Behandlung des Kaisers in Cassius Dios *Römischer Geschichte* vom Anfang des 3. Jahrhunderts und in den spätantiken *Breviarien* zeigt.

Schon Seneca hatte (nach Gaius' Tod) geschrieben, dieser Kaiser habe die freie Bürgerschaft Roms in eine persische Knechtschaft verwandelt. Während der «Tyrann Caligula» in der Antike vor allem als Argument gegen die Durchsetzung einer neuen Monarchie innerhalb einer formal weiterbestehenden, aristokratisch geprägten *res publica* ins Feld geführt worden war, eignete er sich als Argument gegen die Monarchie auch unter den ganz anderen sozialen und politischen Bedingungen späterer Zeiten. Dies lässt sich exemplarisch anhand zweier Autoren aus dem England um die Mitte des 17. Jahrhunderts zeigen (Kewes 2006).

John Milton (1608–1674), Dichter und zeitweise hoher politischer Funktionsträger unter Oliver Cromwell, kommt in zwei Schriften des Jahres 1649, die im unmittelbaren Kontext der in diesem Jahr erfolgten Hinrichtung Karls I. stehen, verschiedentlich auf die römischen Kaiser zu sprechen. Den Kaiser Caligula führt er als Beispiel dafür an, dass es sich auf die geistige Gesundheit eines Monarchen auswirke, wenn er glaube, seine Herrschaft sei schrankenlos und vom Parlament unabhängig: «Welche andere Vorstellungen als diese konnten Caligula derart aufblähen, dass er sich für einen Gott hielt?» (Milton 1876, 89). Milton rechtfertigt die Hinrichtung Karls I. mit dem Argument, dass «die ausge-

zeichneten Männer unter den Römern nicht nur, sooft sie konnten, die Tyrannen getötet, sondern diese Tat auch [...] des höchsten Lobes wert erachtet haben», und er illustriert dies mit der Ermordung des Caligula (Milton 1874, 254).

Algernon Sidney (1623–1683), ein bedeutender politischer Theoretiker, der im Jahre 1683 der Beteiligung an einer Verschwörung gegen Karl II. beschuldigt und hingerichtet wurde, nutzt in seinem Hauptwerk *Discourses concerning Government* an vielen Stellen Caligula als historisches Argument. Er führt den antiken Kaiser als Beleg für die These an, dass die menschliche Natur aufgrund ihrer Lasterhaftigkeit generell zu schwach sei, den Verführungen unumschränkter Gewalt zu widerstehen: Erst der Mangel an Beschränkung seiner Macht habe Caligula zu einer «Bestie» (*beast*) gemacht, während er sonst vielleicht weiterhin ein «Mensch» geblieben wäre (Sidney 1763, 308, 302).

Beide Autoren nutzen also den antiken «Tyrannen Caligula» als Argument gegen ein unumschränktes, durch kein Parlament rechtlich gebundenes Königtum und zur Legitimation der Beseitigung eines unumschränkt herrschenden Königs, die als Tyrannenmord gerechtfertigt wird. Während der antike Kaiser bei Sueton wegen seiner Geisteskrankheit zum Tyrannen wird, deuten Milton und Sidney den Wahnsinn des Kaisers im umgekehrten Sinne als erwartbare Folge einer unbeschränkten Herrschergewalt. In Form eines produktiven Missverständnisses wird somit das römische Kaisertum, das als Militärmonarchie aus der Krise einer traditionsreichen aristokratischen *res publica* entstanden war und daher unter Legitimationsdefiziten litt, mit dem jahrhundertealten, traditional legitimierten englischen Königtum parallelisiert und als Argument für eine konstitutionelle Einhegung des Letzteren genutzt. Dabei verlieh der «Wahnsinn» des Caligula dem Argument von der Gefährlichkeit unumschränkter Alleinherrschaft besondere Plausibilität.

Die Autorität der «Alten» und ihre Instrumentalisierbarkeit waren offenbar so überzeugend, dass kritische Fragen gegenüber den Quellen nicht aufkamen. Dies galt auch für die in der frühen Neuzeit beginnende wissenschaftliche Erforschung des antiken Kaisertums. Die einflussreiche römische Kaisergeschichte des Lenain de Tillemont, erstmals erschienen 1690, versucht zwar, die gesamte antike literarische Überlieferung zu berücksichtigen, das Werk orientiert sich bei der Deutung des

Caligula jedoch ganz an den Wertungen der Sueton'schen Biographie. Dasselbe gilt für den Artikel über den Kaiser im 5. Band von Zedlers Universallexikon von 1733, der das Allgemeinwissen im deutschsprachigen Raum dokumentieren dürfte. Der mittlerweile fest etablierten Tradition folgend werden unter anderem Verschwendung, Grausamkeit, sinnlose Militäraktionen und der wahnhafte Beischlaf des Kaisers mit der Mondgöttin referiert.

Bedenken gegenüber dem Bild des «wahnsinnigen Tyrannen Caligula» scheinen die Ausnahme gewesen zu sein. Friedrich der Große meldete anlässlich der Lektüre von Montesquieus *Überlegungen zu den Ursachen der Größe und des Niedergangs der Römer* Zweifel an dem Urteil über Gaius und andere der frühen Cäsaren an. Montesquieu hatte geschrieben, dass sich zwischen Augustus und Vespasian (14–69) «nacheinander sechs Tyrannen» des römischen Reiches bemächtigt hätten, «die alle gleich grausam, fast alle rasend, häufig schwachsinnig und, um das Unglück voll zu machen, bis zum Irrsinn verschwenderisch» gewesen seien. Der preußische König notierte dazu: «Es ist gleichwohl seltsam, dass das Gesamte der römischen Geschichte uns einen sehr umfangreichen Katalog großer Männer bietet und dass die Geschichte der Kaiser nur so von Ungeheuern zu wimmeln scheint. Sollte es bei der Aufzählung der schlechten Eigenschaften, die man den Kaisern zuschreibt, nicht einige Übertreibungen geben [...]?» (Montesquieu 1734/1980, 99).

Der Einsatz des «wahnsinnigen Tyrannen Caligula» als Waffe gegen die Monarchie ging weiter. Der wohl bekannteste Schlag erfolgte in Form einer Parodie, die einen konstitutionellen Monarchen am Ende des 19. Jahrhunderts lächerlich machen sollte. Der Historiker Ludwig Quidde publizierte 1894 einen 17-seitigen Aufsatz mit dem Titel *Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn*. Darin definierte er «Cäsarenwahnsinn» als eine besondere «Form geistiger Erkrankung» mit den Merkmalen «Größenwahn, gesteigert bis zur Selbstvergötterung, Missachtung jeder gesetzlichen Schranke und aller Rechte fremder Individualitäten, ziel- und sinnlose brutale Grausamkeit». Während sich diese «auch bei anderen Geisteskranken» zeigten, liege das Besondere cäsarischen Wahnsinns darin, «dass die Herrscherstellung den Keimen solcher Anlagen einen besonders fruchtbaren Boden bereitet und sie zu einer

sonst kaum möglichen ungehinderten Entwicklung kommen lässt» (Quidde 1894, 7).

Die kleine Schrift über Caligula war für die Zeitgenossen in so eindeutiger Weise auf den damaligen deutschen Kaiser Wilhelm II. gemünzt, dass sie innerhalb kürzester Zeit 30 Auflagen erfuhr und einen Skandal entfachte, der Quidde letztendlich eine Gefängnisstrafe von drei Monaten und das Ende seiner wissenschaftlichen Karriere einbrachte (Holl u. a. 2001). Quidde konnte sich dabei auf eine Reihe überraschender biographischer Parallelen beziehen, wobei er beider autokratisches Bestreben (Caligulas unbeschränkten Machtanspruch und das «persönliche Regiment» Wilhelms) ins Zentrum rückte. Anders als bei den frühneuzeitlichen Theoretikern wurde der antike «wahnsinnige Tyrann» nicht als Argument für eine Einbindung der Monarchie in eine staatliche Rechtsordnung genutzt, sondern der Angriff richtete sich gegen die Monarchie insgesamt, auch gegen die konstitutionelle Variante.

Das Ende der Monarchien (und der Stigmatisierung psychischer Krankheiten) im 20. Jahrhundert öffnete die Figur des «wahnsinnigen Caligula» für neue Deutungszusammenhänge – auch ohne den antimonarchischen Impetus. Hanns Sachs, zeitweise Mitarbeiter Sigmund Freuds, legte 1930 eine Biographie des Kaisers vor, die die unbewussten Seiten von dessen Handeln zu klären versuchte. Sie zeigt einerseits die medizinhistorische Problematik einer retrospektiven Diagnose: Die Schilderungen Suetons werden beim Wort genommen, und die Angemessenheit des Befundes – Ich-Verlust und unbewusster Todestrieb – für die Psyche eines antiken Aristokraten wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Trotzdem kommt der Psychoanalytiker zu dem Schluss, der Kaiser habe «keine Spur von Wahnsinn» gezeigt (Sachs 1932, 84). Auch Albert Camus näherte sich dem Stoff mit einer modernen Deutung: Er machte Caligula zum Helden seines ersten, 1945 uraufgeführten existenzialistischen Bühnenstücks. Der junge Kaiser erscheint dort als ein Mensch, der unter der Sinnlosigkeit und Absurdität der Gesellschaft seiner Zeit litt und sich durch Brutalität und Mord vergeblich gegen Lüge und Heuchelei aufzulehnen versuchte. Camus selbst bezeichnete sein Stück als «Geschichte eines Selbstmordes auf höherer Ebene». Ebenso wie Existenzialisten fühlten sich auch Surrealisten von der Figur des



Abb. 2 David Lapham, German Nobile, Caligula, Volume 1 (Cover).

römischen Kaisers angesprochen. So malte Salvador Dalí 1983 das Pferd, von dem berichtet wird, dass Caligula es zum Konsul machen wollte.

Zu großer Bekanntheit des «wahnsinnigen Tyrannen Caligula» in der Populärkultur dürfte vor allem Robert Graves' auch als Fernsehserie produzierter historischer Roman *Ich, Claudius, Kaiser und Gott* (1934; dt. 1947) beigetragen haben. Er erzählte aus der Perspektive des späteren Kaisers Claudius (auch) die Geschichte der kurzen Herrschaft von dessen Neffen und folgte dabei ganz den Berichten Suetons, die in bunten Farben ausgemalt wurden. Unkontrollierte Gewaltausübung und Grausamkeit, sexuelle Monstrosität und Wahnsinn waren schließlich auch die Merkmale des Kaisers in dem Film *Caligula* (1979) der sich unter dem Einfluss des Produzenten zu einem Pornofilm entwickelte, von dem sich Regisseur (Tinto Brass) wie auch Hauptdarsteller (Malcolm McDowell) schließlich distanzieren. Der grausame, verrückte, sexuell deviante Tyrann Caligula ist spätestens im 21. Jahrhundert im globalen Allgemeinwissen angekommen, was die bluttriefenden US-amerikanischen Graphic Novels von David Lapham und German Nobile, die australische Progressive-Metal-Band «Caligula's Horse» oder auch die Figur des jungen tyrannischen Königs Joffrey Baratheon – eine deutlich erkennbare Caligula-Kopie – in der Buch- und Fernsehreihe *Game of Thrones* zeigen.

Die gegenwärtige Präsenz des antiken Kaisers war auch die Voraussetzung für eine am 12. November 2016 im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienene, «Caligula» überschriebene Glosse. Darin hieß es, der antike Kaiser habe die «Massen» gegen die «alteingesessenen Führungseliten» aufgehetzt. Er habe den «traditionellen Wertekanon» verachtet und sich klar zu einer «autokratischen Herrschaftsform» bekannt. «Seine rhetorische Unberechenbarkeit war schon früh seine schärfste Waffe. Niemand wusste, was er als nächstes sagen würde. In welche Richtung seine Ausfälle nun gehen könnten. Aber genau das brachte ihm Sympathien beim Volk ein. Machte ihn stark.» Für die Leser war der Artikel von Simon Strauß in eindeutiger Weise auf den wenige Tage zuvor, am 8. November 2016, gewählten amerikanischen Präsidenten Donald Trump gemünzt.

Das Konstrukt des «Tyrannen Caligula» erfuhr somit eine ganze Reihe politischer Transformationen: Entworfen in der Antike, um die über-

kommenen aristokratischen Strukturen der römischen *res publica* gegen die unumschränkte Cäsarenherrschaft zu stützen, benutzt im frühmodernen Europa, um die traditionelle Alleinherrschaft zu delegitimieren und eine konstitutionell abgesicherte, durch politische Institutionen gebundene Monarchie auf den Weg zu bringen, am Ende des 19. Jahrhunderts zum Einsatz gebracht, um in Form einer bewussten, als solche erkennbaren Parodie eine konstitutionelle Monarchie lächerlich zu machen und eine moderne demokratische Gesellschaft zu befördern, erweist es sich gegenwärtig – in ironischer Brechung – als geeignet, den populistischen Führer einer modernen, medial gesteuerten Massendemokratie als potentiellen Autokraten zu kennzeichnen.

Der «Tyran Caligula» hat sich damit zu einem zeit-, orts-, verfassungs- und gesellschaftsunabhängigen, universell verwendbaren Exemplum illegitimer Herrschaft schlechthin verselbständigt. Darüber hinaus ist er geeignet als Medium für individuelle und kollektive Selbstdeutungen, Projektionen und Obsessionen in der modernen Welt. Gerade die am Anfang stehende Denunziation und ihre Realitätsferne sowie der Inkonsistenzen zulassende und vielfältige Deutungsmöglichkeiten eröffnende «Wahnsinn» scheinen dieses breite Anwendungsspektrum ermöglicht zu haben.

Es stellt sich allerdings die Frage, was die teilweise produktiven Missverständnisse und Aneignungen, die der «wahnsinnige Tyrann Caligula» über die Jahrhunderte erfahren hat, noch mit dem historischen Kaiser zu tun haben. Anders gesagt: Will man wissen, wie der Kaiser Gaius und seine möglicherweise autokratischen Ambitionen einzuschätzen sind, muss man hinter die Geschichte der Denunziationen, Rezeptionen und Transformationen zurückgehen und somit den Blick von der gegenwärtigen Vergangenheit auf die vergangene Gegenwart richten: von Caligula auf Gaius Caesar. Dass dies aufgrund der denunziatorischen Quellenlage ein schwieriges Unternehmen ist, liegt auf der Hand. Als methodische Prinzipien können dabei angewandt werden: die besondere Berücksichtigung derjenigen Informationen, die der denunziatorischen Aussageabsicht der Quellen, die sie berichten, widersprechen, und die Einordnung der Ereignisse in einen (aus weiteren, «unbeteiligten» Quellen rekonstruierbaren) Kontext der politischen, sozialen und kommunikativen Strukturen jener Zeit (Winterling 2012).

Der historische Kaiser Gaius

Die römischen Kaiser waren in der durch Augustus nach dem Ende der Bürgerkriege offiziell wiederhergestellten *res publica* mit einer in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen, paradoxen Situation konfrontiert. Zwar konnten sie sich ihre im Kern usurpatorische, auf der Monopolisierung militärischer Gewalt basierende Stellung durch die alten politischen Institutionen in rechtsförmigen Verfahren legitimieren lassen, zwar konnten sie durch ihre überlegene faktische Macht die magistratischen Stellen mit ihnen genehmen (aristokratischen) Personen besetzen und damit die Zusammensetzung der vornehmen Oberschicht beeinflussen. Die alte Ordnung als solche stand dagegen nicht zu ihrer Disposition.

In politischer Hinsicht ergab sich daraus die Paradoxie, dass die Kaiser, gerade indem sie sich von den alten Institutionen ihre Stellung bestätigen ließen, ihrerseits implizit bestätigten, dass sie aus sich selbst heraus keine legitime monarchische Stellung besaßen. Die Bedeutung der weitgehend unverändert fortbestehenden alten republikanischen politischen Organisation, deren Sinn gerade gewesen war, die Alleinherrschaft eines Einzelnen zu verhindern, wurde dadurch immer wieder aufgewertet. So delegitimierten sich die Kaiser, indem sie sich legitimieren ließen.

Auch hinsichtlich ihrer sozialen Stellung waren sie mit einer paradoxen Situation konfrontiert. Zwar wurden sie aufgrund ihrer unumschränkten Machtposition mit Ehren überschüttet – mehrfache Konsulate, Ehrungen im städtischen Raum, ehrende Namen, zeremonielle Vorrechte wie Sondersitze im Senat und im Theater –, doch alle diese Ehrungen entstammten dem Kontext der auf abwechselnd bekleideten Ämtern basierenden traditionellen republikanischen Rangordnung. Verliehen wurden sie wiederum von den alten, explizit nicht-monarchischen Institutionen, vor allem vom Senat. Indem sich die Kaiser also ehren ließen, stabilisierten sie die traditionelle aristokratische Rangordnung, in der ein Monarch nicht vorgesehen war, und dokumentierten, dass sie aus sich heraus über keine von den traditionellen Institutionen unabhängige Ehrenstellung verfügten. Indem sie sich ehren ließen, trat ihre Ehrlosigkeit zutage.

Der gemeinsame Umgang mit dieser schwierigen kommunikativen

Situation erfolgte unter dem ersten Kaiser Augustus in Form einer Doppelbödigkeit, die die monarchische Realität aus dem Bereich des manifest Gesprochenen verbannte: Der Kaiser vermied es peinlich, neue Ämter, die nicht mit der Tradition übereinstimmten, zu bekleiden, verzichtete auf besondere Ehren, behandelte Senat und Senatoren hochachtungsvoll, vermied jeglichen Befehlston – ließ jedoch stets hinreichend durchblicken, was er in Entscheidungssituationen befürwortete. Gleichzeitig baute er systematisch seine militärische und ökonomische Machtposition aus. Auch die Senatoren blendeten die monarchische Wirklichkeit aus der offiziellen Kommunikation aus. Die Magistrate agierten, der Senat beriet und entschied scheinbar wie immer – und alle taten das, was der Kaiser wollte. Niemand wurde getäuscht. Es handelte sich eher um eine Art kollektiver Heuchelei, die es allen gestattete, Rang und Gesicht zu wahren, die allerdings auf kaiserlicher Seite mit beträchtlichem Ehrverzicht einherging, mit dem Verzicht darauf, als der, der er war, auch in Erscheinung zu treten.

Schon unter Tiberius, der nicht willens oder in der Lage war, auf diese Weise zu kommunizieren, kollabierte das System. Es kam zu einem Überhandnehmen von schmeichlerischer Unterwürfigkeit gegenüber dem als persönlich schwierig beschriebenen Kaiser. Auf diese Weise konnte man aus senatorischer Sicht nichts falsch machen, obwohl dem Kaiser Schmeichelei, so heißt es, verhasst war. Als Tiberius sich schließlich ganz aus der Interaktion mit der Aristokratie zurückzog, die letzten zwölf Jahre seines Lebens hauptsächlich auf der Insel Capri verbrachte und Rom nicht mehr betrat, hatte dies für die senatorische Gesellschaft extrem desintegrative Folgen. Im Bestreben, die Aufmerksamkeit des fernen Kaisers zu erringen, kam es zu einer Flut von gegenseitigen Denunziationen und Verschwörungsanzeigen, von Majestätsprozessen und von Todesurteilen seitens des Senats gegen einzelne seiner Mitglieder. Nutznießer war der Prätorianerpräfekt Sejan, der den Zugang zum abwesenden Kaiser kontrollierte und durch geschickte Intrigen potentielle Nachfolger aus der kaiserlichen Familie von willfähigen Senatoren anklagen und beseitigen ließ, um schließlich selbst das Kaisertum anzustreben. Sein Sturz erfolgte im Jahre 31 und zeigte die desaströsen Folgen der gestörten Kommunikation zwischen Kaiser und Aristokratie. Eine Welle von Anzeigen und Prozessen gegen tatsächliche oder vermeint-

liche Anhänger Sejans setzte ein, die beide Seiten in Angst und Schrecken versetzte. In Rom, so schildert Tacitus die dramatischen Ereignisse, habe es Berge von Leichen der Hingerichteten gegeben, zugleich Spitzel, die die Trauer Nahestehender um die Toten als Zeichen potentieller Verschwörungsbereitschaft aufzeichneten.

In jener Zeit machte der spätere Kaiser Gaius als Jugendlicher seine ersten Erfahrungen mit der römischen Senatsaristokratie. Der jüngste Sohn Agrippinas der Älteren, Enkelin des Augustus, und des beliebten, früh verstorbenen Germanicus verlor durch die Intrigen Sejans und durch die von ihm initiierten senatorischen Denunziationen und Majestätsprozesse seine Mutter und seine zwei älteren Brüder. Auch gegen ihn selbst waren schon Beschuldigungen in Umlauf gebracht worden. Überraschend wurde er dann als 18-Jähriger im Jahre 30 von Tiberius nach Capri geholt, vermutlich, um seine Instrumentalisierung als Thronfolger durch andere zu verhindern. Dort lebte er sieben Jahre im Umfeld des Kaisers, bis er im Jahre 37 tatsächlich von den Prätorianern zum Kaiser ausgerufen und vom Senat als solcher bestätigt wurde.

Nach übereinstimmendem Bericht der Quellen verliefen die ersten beiden Jahre seiner kurzen Herrschaft weitgehend konfliktfrei im Stile des augusteischen Kaisertums und wurden allgemein gelobt: Die Majestätsprozesse wurden beendet; die unter Tiberius Verbannten oder Inhaftierten wurden begnadigt; alte Prozessakten, auch die der Prozesse gegen seine Mutter und Brüder, wurden verbrannt; eine Verschwörungsanzeige, die dem jungen Kaiser überreicht wurde, wies er ungelesen zurück. Er bezeichnete sich in einer Rede vor dem Senat als Mündel der Senatoren, mit denen er seine Herrschaft teilen wolle, und wurde im Gegenzug von ihnen durch eine Inschrift im Senat geehrt.

Eine aufschlussreiche, auf den ersten Blick merkwürdig erscheinende Episode wird aus dem ersten Regierungsjahr berichtet. Als der Kaiser im Herbst 37 ernsthaft erkrankte, schwor ein römischer Bürger namens Afranius Potitus, sein Leben zu opfern, wenn der Kaiser wieder gesund werde, und ein römischer Ritter namens Atanius Secundus gelobte, in diesem Fall als Gladiator aufzutreten. Wieder genesen, bestand Gaius auf der Einhaltung der Versprechen, damit sie nicht eidbrüchig würden. Beide verloren ihr Leben. Der Sinn dieses Vorfalles erschließt sich, wenn man die Besonderheit der aristokratischen Kommunikationsverhält-

nisse bedenkt. Es handelte sich um eine heuchlerische Schmeichelei im Eigeninteresse: Die beiden Schmeichler erwarteten im Fall der Genesung eine Belohnung des Kaisers für ihr scheinbar selbstloses Verhalten; für den Fall seines Todes gingen sie vermutlich davon aus, dass die Sache in Vergessenheit geriet. Gaius' Reaktion zeigte, dass er zwar an der augusteischen Doppelbödigkeit im Senat teilnahm, aber nicht bereit war, individuelle aristokratische Unterwürfigkeit und Falschheit zu dulden, Verhaltensweisen also, die unter Tiberius schreckliche Folgen gehabt hatten. Und seine Reaktion darauf bestand darin, dass er die Schmeichler zynisch beim Wort nahm und dadurch zwang, für die Folgen ihres Verhaltens selbst einzustehen.

Sachpolitisch entfaltete Gaius von Anfang an umfangreiche Aktivitäten, die nahezu allen Gruppen der Bürgerschaft zugute kamen. Er wertete die alten republikanischen Strukturen auf, indem er zum Beispiel den Volksversammlungen das Recht zurückgab, die jährlichen Magistrate zu wählen, und wieder regelmäßig die *rationes imperii*, Berichte über die Reichsfinanzen, veröffentlichte; ganz Italien wurde die Verkaufssteuer von 0,5 Prozent erlassen; der Ritterstand wurde ergänzt; er ließ einen neuen Hafen für die Getreideversorgung Roms anlegen und den Bau zweier neuer Wasserleitungen beginnen; anlässlich der Einweihung des von ihm fertiggestellten Augustustempels feierte er ein großartiges Fest in der Stadt mit herausgehobener Beteiligung des Senatorenstandes und mit Spielen in nie da gewesener Pracht; für den Alltag verfügte er zeremonielle Erleichterungen des Umgangs mit ihm im städtischen Raum, so dass er fortan auftrat wie ein normaler Bürger.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de